



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Einundfünfzigster  
Jahresbericht 1982

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1983



DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.



GERHARD KAISER

GOTTFRIED KELLERS DICHTUNG  
ALS VERSTECK DES DICHTERS

Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich» sagt von seinem Helden, dass in dessen Leben «alles sich zum Romane gestaltete» (IV, 33)<sup>1</sup>. Das Kind behandelt seine Phantasien als Realität. Ein kleines Kästchen mit alten Münzen dient als Beleg dafür, dass er der Besitzer unermesslicher Reichtümer ist. Der Heranwachsende traktiert die Wirklichkeit wie ein Stück Literatur. Schülerunmut gegen einen unbeliebten Lehrer wird unter seiner Regie zu einem Revolutionsdrama, wobei ihn der stilvolle Ablauf mehr interessiert als Grund und Gegenstand der Revolte. Der verliebte Halbwüchsige dämonisiert die mütterliche Geliebte Judith zur Venus und verklärt die schwesterliche Geliebte Anna zur Heiligen. Der liebende Jüngling flieht vor dem gelebten Anspruch einer eigenwüchsigen Partnerin, der ihm in Dortchen Schönfund begegnet, in wahnhafte Ausflüchte. Der Schüler der Landschaftsmalerei gleitet von der Wirklichkeit der Natur in «Spiritualismus» (V, 172 ff.) und Spintisiererei ab. Im Lebenswillen gelähmt, spekuliert Heinrich über die Willensfreiheit, und am Rande des wirtschaftlichen Ruins sinniert er über die Geheimnisse der Ökonomie. Solche romanhafte Behandlung des Lebens führt in die Katastrophe. Die Mutter des Helden geht über den Lebensträumereien des Sohnes, der in der Fremde alle ihre Geldmittel aufzehrt, zugrunde. In der Erstfassung des Romans stirbt der Sohn ihr nach; in der Zweitfassung stabilisiert er sich in einem beschädigten Leben, das in tiefer Einsamkeit endet.

Von dem 1854/55 publizierten Roman erscheint 1879/80 eine Neufassung, deren wichtigstes Ergebnis die Vereinheitlichung der Erzählweise ist. Die Erstfassung lässt die Geschichte der Kindheit und frühen Jugend vom jugendlichen Helden aufzeichnen und rahmt diese Ich-Erzählung durch den Bericht eines alles überblickenden Erzählers ein, der vom Helden in der dritten Person spricht. In der Zweitfassung berichtet durchgehend der Held, und zwar in zwei grossen Schüben. Die Kindheits- und Jugendgeschichte schreibt Heinrich nach dem Scheitern als Künstler fern der Heimat in Not und Verlassenheit. Sie führt bis zur Auswanderung Judiths, der Mutter-Geliebten, in der Heinrich das Beste seines Lebens



verloren zu haben glaubt. Die Geschichte des weiteren Lebens schreibt der gealterte Heinrich nach dem Abschied aus dem öffentlichen Amt abermals in Einsamkeit und Trauer. Sie führt bis zum zweiten Verlust Judiths durch den Tod.

Der Parallelität der Schreibsituationen entspricht eine Konstanz der Schreibmotivation. Sie ist Flucht aus der Realität in die Erinnerung, Beschwörung besserer Tage, phantasievolles Ausspinnen von Leben. «Ich hatte in der trüben Dämmerung, die mich schon geraume Zeit umgab, das Gefühl bekommen, als ob ich eigentlich keine Jugend erlebt hätte; und nun entwickelte sich unter meiner Hand eine Bewegung jungen Lebens, die trotz aller Bescheidenheit der Zustände und Verhältnisse mich gefangen nahm, beschäftigte und bald mit glückseligen, bald mit reumütigen Empfindungen erfüllte.» (VI, 61.) In dieser Schilderung der Münchner Schreibumstände zeigt sich die letzte Konsequenz der Romanbearbeitung, die das Werk gleichsam potenziert: Das *Leben* des Helden, dem die Wirklichkeit zum Roman wird, mündet in das *Schreiben* eines Helden, dem sein Leben sich zum Roman gestaltet. Die Lebensproblematik setzt sich als Schreibproblematik fort, oder besser: die Lebensproblematik erscheint überhaupt erst im Medium der Schreibproblematik. Der Schreiber und der Held überliefern sich der Fülle der Imagination, weil das Leben ihnen Fülle und Erfüllung versagt. Die Zweitfassung des Romans gibt dem Helden ein unmissverständliches Attribut: einen Totenschädel, den Heinrich ständig mit sich führt. Dieser Totenschädel kommt einmal auf Heinrichs autobiographische Niederschrift zu liegen. Der Totenschädel auf dem Buch ist ein altes Vanitas-Symbol, ein Zeichen der Nichtigkeit des Lebens und des Schreibens. Leben und Schreiben Heinrichs sind zum Tode. Geht der Heinrich der ersten Romanfassung zur soeben gestorbenen Mutter ins Grab, so steigt der Heinrich der Zweitfassung nach Judiths Tod in die Tiefe seiner Erinnerungen hinab wie Faust zu den Müttern.

Und Keller selbst? Den zwei parallelen Schreibsituationen Heinrichs in der zweiten Romanfassung entsprechen erstaunlich genau die Schreibsituationen des Autors Keller bei der ersten und der zweiten Romanfassung. Der Autobiograph und gescheiterte Maler Heinrich Lee schreibt in München, wie einst der gescheiterte Maler Gottfried Keller in Berlin – in der Fremde, innerlich vereinsamt, von materieller Not und Schuldgefühlen gegenüber der Mutter zu Hause geplagt. Dem zu Jahren gekommenen schreibenden Heinrich ähnelt sein zu Jahren gekommener Autor – auch er sitzt unverheiratet und kinderlos nach ebenso verantwortungs- wie ent-



sagungsvoller Beamtentätigkeit wieder an der Geschichte seiner Jugend. Die Gleichartigkeit setzt sich fort bis in die Begründung des Schreibens. In einer autobiographischen Skizze von 1876 berichtet Keller, er sei bei der Niederschrift des «Grünen Heinrich» über der Jugendgeschichte des «Helden oder vielmehr Nichthelden» in ein solches Fabulieren hineingekommen, «dass das Buch vier Bände stark und ganz unförmig wurde. Ursache hievon war, dass ich eine unbezwingliche Lust daran fand, in der vorgerückten Tageszeit einen Lebensmorgen zu erfinden, den ich nie gelebt hatte, oder, richtiger gesagt, die dürftigen Keime und Ansätze zu meinem Vergnügen poetisch auswachsen zu lassen.» (XXI, 20ff.) Auch von Keller gilt, dass er sein Leben *umschreibt* und *umschreibt*. Der grüne Heinrich phantasiert sein Leben. Keller produziert einen autobiographischen Roman, dessen Autobiographisches bis zur Verschmelzung der fingierten und der realen Produktionsumstände geht. Er macht sein Leben zum Roman und bringt aus dem Leben den Roman hervor. Auch Kellers Schreiben ist ein Schreiben aus Lebensnot, das Schreiben eines ewig grünen, kinderlosen Junggesellen.

Doch sosehr Keller in seinem Werk von sich spricht, sosehr deckt er diese Rede von sich auch wieder zu. In einem entscheidenden Punkt sind der grüne Heinrich und sein Autor radikal voneinander unterschieden. Der grüne Heinrich ist als monologischer Schreiber ohne künstlerisches Bewusstsein konzipiert. Er schreibt für sich und wenige vertraute Freunde, denen er sich mit seinem Buch mitteilt, weil er im Leben keiner vollen Mitteilung fähig ist. Sein Schreiben ist Produkt und Zeugnis seiner Beziehungsstörung. Keller aber ist ein Autor und wendet sich an ein Publikum, indem er die als monologisch fingierte Niederschrift seines Helden und Erzählers veröffentlicht. Der Monologist Heinrich ist mit sich allein; der Romancier Keller führt ihn seinen Lesern vor. Während die Zweitfassung die Erzählsituation autobiographisch ausbaut, tilgt sie gleichzeitig alles, was in der Erstfassung rudimentär auf eine bewusste Autorschaft Heinrichs hindeutet. Keller schreibt so im «Grünen Heinrich» vom Schreiben, aber er schreibt keinen Roman über einen Roman; er schreibt nicht den Roman der Entstehung eines Romans. Das Erdichten des Lebens ist der Modus, aber nicht das Thema des «Grünen Heinrich». Nicht-Autorschaft ist die Grenze, die Heinrich Lee und Gottfried Keller voneinander scheidet. Die Schreiber stehen Rücken an Rücken zueinander.

Immer wieder hat Keller zugleich verhüllend und enthüllend von seinem Schreiben und Erzählen geschrieben und erzählt. Nach dem «Grünen Heinrich» findet das Verhüllen und Enthüllen auf die Weise statt, dass



Keller das komplexe Wechselverhältnis von Literatur und Leben in eine Alternative auseinanderlegt. Ein Scheideweg tut sich auf. Von nun an gibt es in seinem Werk auf der einen Bahn Glücksfiguren, deren Schreiben, Reden, Erzählen, Phantasieren ein Durchgang zur vollen Teilhabe am Leben ist; auf der anderen Bahn gibt es Unglücksfiguren, die das Leben zu Literatur auszumünzen versuchen und dabei zu betrogenen Betrügnern werden. Auf dieser zweiten Linie wird das existentielle Problem, wie Leben und Literatur miteinander zusammenhängen, zum moralischen Exempel: Schreiben, Reden, Erzählen, Phantasieren führen in die Lebenslüge und damit auch in das Elend des Lügners. Keller ist ein Dichter, in dessen Werk die Hervorbringung von Dichtung aus Leben, das Dichten von Leben, das Lebendichten verurteilt wird. Da Keller selbst ein Lebendichter ist, sind alle Glücksfiguren, die ins Leben finden, Gegenbilder seiner selbst. Umgekehrt enthält das Gericht über die Lebendichter, das in Kellers Werk stattfindet, durchgehend ein Selbstgericht. Dieses Selbstgericht wird dadurch versteckt, dass die Lebendichter im Werk Kellers minderen Ranges sind. Keiner von ihnen ist ein Autor in seiner vollen Autorität. Sie sind nicht Abbilder, sondern Zerrbilder ihres Autors, aber gerade als Zerrbilder gewinnen sie eine Schärfe, die ihrem Autor um so tiefer ins Fleisch schneidet. Sie sagen über Keller soviel wie eine Karikatur über den Karikierten.

Unter den «Leuten von Seldwyla» finden sich zwei Lebendichter als Opfer grimmigen Witzes: John Kabys, der «Schmied seines Glückes», und Viggì Störteler, der Schreiber der «Missbrauchten Liebesbriefe». Viggì Störteler wird schon durch seinen Namen lächerlich gemacht. Viggì ist eine Koseform von Viktor; er ist ein Siegerlein. Störteler hängt mit störten = stürzen zusammen, wie der sprach- und namensgeschichtlich gut informierte Gottfried Keller wohl wusste (den Namen des Seeräubers Klaus Störtebeker übersetzt er richtig als Stürzenbecher [V, 81]). Der Held der Novelle ist ein zum Sturz bestimmter kleiner Sieger, dessen Sündenfall in einem vermeintlichen literarischen Sieg liegt. Seine schriftstellerische Liebhaberei ist leer, aber harmlos, solange er sie getrennt von seiner Lebenswirklichkeit – seiner Ehe und seinem Geschäft – betreibt. Er richtet sich zugrunde, indem er sein «hübsches, gesundes und gutmütiges Weibchen» (VIII, 129) zur Schriftstellerin auszubilden versucht und zu seinem «Muschen» ernannt, ein Diminutiv in verdächtiger Mitte zwischen Muse, Maus und Mus. Er nötigt sie während einer Geschäftsreise, die er zu unternehmen hat, einen zur Veröffentlichung bestimmten Liebesbriefwechsel mit ihm zu führen.



Das sind denn mehrere Zumutungen auf einmal. Sie soll das Spontane, ihr Gefühl, kommandieren. Sie soll das Innerste veröffentlichen. Ihr Herzenslaut ist nur als Resonanz gefragt, und schon was ihr entgegenklingt, ist falsch. Viggis will «das Leben selbst, die schöne Leidenschaft zu Hilfe» rufen (VIII, 135), damit wahre Poesie entstehe, aber das veranstaltete Leben, das zum Zweck der poetischen Ausschlichtung gefühlte Gefühl ist keins. Bereits die Herstellung dieser Liebesbriefe ist Missbrauch, und so ist denn auch der Missbrauch, den seine Frau mit ihnen treibt, nichts anderes, als dass sie, ohne es zu wollen, deren Missbräuchlichkeit ans Licht bringt. Ihre Lüge ist die Wahrheit über die Briefe. Weil deren Falschheit sie stumm macht, spiegelt sie einem hoffnungslos verliebten kleinen Schulmeister vor, er möge als Beitrag zu einem Scherz die ihm zugesteckten Episteln mit eigenen fingierten Liebesbriefen beantworten. Zum Zweck der Doppeltäuschung der schreibenden Männer stilisiert Gritli zuvor Viggis Briefe und im nachhinein die Antwortbriefe des willfährigen Schulmeisters in solche einer Frau um, so dass ein Schattenspiel entsteht: Der Schulmeister beantwortet und Viggis erhält Frauenbriefe, die in Wirklichkeit Männerbriefe sind, Viggis aber wird bei alledem zuteil, was ihm zusteht – die Reaktion eines geneigten Lesers, der nicht angeredet, ja, scheinbar von der Lektüre ausgeschlossen, von den literarischen Liebesbriefen aber eigentlich gemeint ist. Er heisst Publikum.

Die Entlarvung vollendet sich am Ende des Briefwechsels, bei der Heimkehr Viggis von seiner literarisch so bedeutungsvollen Geschäftsreise. Er hat den zu publizierenden Briefwechsel unter seinem Poetennamen Kurt vom Walde geführt – ein grüner Kurt – und sein Gritli zu einer hochtrabenden Alwine zurechtgestutzt. Nun fällt ihm beim Nachsinnen über den Titel die Kontamination ein: «Kurtalwino, Briefe zweier Zeitgenossen» (VIII, 153). Das deutet in alberner Weise auf Seelenverschmelzung und verräterisch auf das wichtige Kellersche Motiv des Mannweibes. Der Hermaphrodit, aus der von den Göttern verhängten Verschmelzung einer Nymphe mit dem widerstrebenden Geliebten in einer Quelle entstanden, fehlt in Ovids «Metamorphosen»:

«Dass, wer immer als Mann zu diesem Borne gekommen,  
Ihm als Halbmann entsteige und gleich der Welle erschlafe.»  
(4. Buch, Vers 386f.)

Keller, der in seinem Werk mannigfach auf Ovid Bezug nimmt, zieht diese Spur der Unfruchtbarkeit in sein Werk hinein und fasst in ihr die Lebensverfehlung und Lebensunfähigkeit des Lebendichters zusammen.



Viggi Störteler, der mit dem Gedanken gespielt hatte, Tränenspuren im Brief faksimilieren zu lassen – falls es sich nicht um Spuren von Gritlis Schnupfen handeln sollte (VIII, 150) –, meint in den verweiblichten Männerbriefen sein «Herzblut» niedergeschrieben zu haben (VIII, 156), wo doch in Wirklichkeit nur Tinte floss; und trotzdem hat er recht, denn sein Blut ist Tinte, seine Liebe ist Makulatur.

Und so werden nun grässliche Verwünschungen gegen die Muse Gritli als «Buhlerin ... mit hohlem Kopf» und «Gans mit Geierkrallen» laut, die allesamt auf die Verstörung eines allerdings literarischen Geschlechtslebens deuten (VIII, 155 ff.): «... zu unwissend, um den Buhlen mit dem kleinsten Liebesbrieflein kitzeln zu können ...», nimmt sie «die treuen, ehrlichen Ergüsse, die Briefe des Gatten, verrenkt das Geschlecht ... und traktiert damit ... den betörten Genossen ihrer Sünde! So entlockt sie ihm ähnliche Ergüsse, die in sündiger Glut brennen, schwelgt darin ... wie ein Vampyr ... Sie dreht dem Geschlechte abermals das Genick um ...» Da Viggi fähig ist, seine Gans wie eine Maus im Keller einzusperren und zu vergessen, vorher aber noch das Literarische seiner Situation und seiner Herzensergießung wahrzunehmen, ist er trotz seiner Verstümmelungen nicht unheilbar. Sein verrenktes Geschlecht, die Schreibfeder, wird durch eine andere Muse wieder hergestellt. Nach der Scheidung geht er mit ihr eine neue Ehe ein, und der angefangene Briefwechsel wird «unter vielem Gezänke vermehrt» (VIII, 216). Keine andere Vermehrung ist ihm beschieden.

Überhaupt sind einige Züge des Selbsthasses im Bild Viggis beklemmend. Ist doch Keller selbst eine Gestalt, an der Walter Benjamin das Männliche ins Weibliche, das Weibliche ins Männliche hinüberwechseln sah<sup>2</sup>, ein kleinwüchsiger Mann, dem das Schreiben in der Einsamkeit zum Zeugen und Gebären wird. Störteler ist nicht nur ein Stürzender, er ist auch alemannisch der Strunk (Storz), der in seiner Gestalt verkürzte Mensch. Und noch deutlicher weist die neue, die Viggi entsprechende Muse auf den schwachfüßigen Keller zurück. Die «kurzbeinige Fama» (VIII, 174) heisst – nicht Keller, aber Kätter; ein Fräulein von 36 bis 38 Jahren, so alt wie Keller beim ersten Hinweis auf die Novelle, der sich auf einem Notizzettel von 1867 findet. Sie «besass ... einen sehr langen hohen Rumpf, der auf zwei der aller kürzesten Beine einherging, so dass ihre Taille nur um einen Drittel der ganzen Gestalt über der Erde schwebte» (VIII, 162). «Keller ... trug ein gewaltiges Haupt auf breiten Schultern; das Fussgestell dieser imposanten Büste dagegen war schwach und im Verhältnis dazu klein und unansehnlich.» So Betsy Meyer<sup>3</sup>. Mit blinden Augen starrt Keller hier ein Spiegelbild an.



John Kabys, der andere Schreibruf der «Leute von Seldwyla», rückt Keller noch näher auf den Leib. Adolf Muschg hat in seiner kühnen und liebevollen Keller-Monographie herausgearbeitet, dass Kellers Leben und Werk im Zeichen einer psychischen Konfliktsituation steht, die Sigmund Freud nach dem mythischen Vatermörder und Muttergatten Ödipus benannt hat<sup>4</sup>. Als Kellers Vater starb, ist der fünfjährige Sohn in dieser spannungsgeladenen Konstellation, die normalerweise eine Durchgangsphase der kindlichen Entwicklung bildet, seelisch gefangen geblieben. Schuldgefühle für umfassende, auf die Mutter gerichtete Wünsche verschlingen sich mit Schuldvorwürfen gegen die Mutter, welche diese kindlichen Wünsche weder hören will noch darf. Die innere Weigerung, sich von der Mutter zu lösen und erwachsen zu werden, begründet die Unfähigkeit, mit Frauen sich zu vereinigen, die nicht die Mutter sind, und Kinder mit ihnen zu zeugen. Die Verklärung des toten Vaters, den das Kind von der Mutter weggewünscht hat und der deshalb durch Idealisierung veröhnt werden muss, ist durchsetzt mit Vorwürfen gegen den Vater, der wegging, ohne dem Sohn zu zeigen, wie man erwachsen wird und sich von übermächtigen Müttern löst, die keine Partner sind und werden können. War dieser Vater ein Schwächling? War er tückisch, war er böse? Hat er den Sohn akzeptiert? Soll, muss der Sohn sich mit ihm identifizieren? Ist die Identifizierung mit dem Vater ein Gang des Selbsthasses oder der Selbstliebe, ohne die es keine Liebe gibt?

Der im Wachstum stehengebliebene, embryonenhaft in sich verhockte Keller erdichtet den Junggesellen John Kabys, zu deutsch Kohlkopf, nun einen grünen Hans zum grünen Heinrich, der von einem lächerlichen Greislein adoptiert werden soll und der sich bei dessen Frau, seiner neuen Mutter, einschmeichelt, indem er ihr ein Kind macht und damit den Alten betrügt. Aber die Mutter betrügt zugleich den Alten *und* den Sohn, indem sie das Kind für das Produkt ihres Ehemannes ausgibt. John Kabys hat also mit der Mutter einen Bruder erzeugt, der als Erbbruder ihn aus dem Hause treibt. Der schwache Alte erweist sich plötzlich als der Gewitzte, Übermächtige, der den dummen Hans durch die Polizei aus dem warmen Nest treiben lässt.

Vorher allerdings haben der Alte und der Junge sich als Dichter unter dem Motto *corriger la vie* betätigt. John Kabys hat kosmetische Operationen an seinem simplen, ja lächerlichen Namen vorgenommen, um sich einen vornehmen Anstrich zu geben, und das Greislein hat die Bilder fremder Ahnen durch falsche Unterschriften zu Zeugnissen der eigenen Abstammung gemacht. Doch in unheiliger Allianz werden der Ahnen-



dichter und der Namendichter erst richtig schöpferisch. Sie schreiben nämlich den zu adoptierenden Sohn in einen unehelichen Sohn des Alten um. John, der sündige Liebhaber sündiger Mütter, erdichtet unter Assistenz des Greisleins eine «schriftliche Kundgebung, ein Memoire, einen kleinen Roman» (VIII, 90), dessen Hauptgestalten eine schuldige Mutter und ihr Kind – er selbst – sind. Unter Benutzung der eigenen Lebensgeschichte entsteht ein Werk, das wie ein Hohngelächter auf den «Grünen Heinrich» anmutet. Elisabeth heissen die Mütter Gottfried Kellers und Heinrich Lees. *Liselein Federspiel* heisst die Roman-Mutter des John Kabys, was um so seltsamer ist, als sie ja eigentlich Kabys heissen müsste. Federspiel ist sie als Spielfigur einer Autorfeder, die Phantasie zur Wirklichkeit ernennt und Wirklichkeit phantastisch fortschreibt. Federspiel ist auch ein Weib der Sünde, das in den Bettfedern unsägliche Spiele getrieben hat. Die Mutter des grünen Heinrich erscheint als Sehnsuchtgestalt vor ihm, wie sie die Betten sonnt und ihn erwartet; im Heimkehrtraum hütet sie die zu Fasanen verwandelten Betten mit einer grossen Rute. Keller wird zum Dichter, indem er vom Schuldverhältnis zur Mutter spricht und es gleichzeitig beschweigt. Zur Artikulation dieses Schuldverhältnisses deutet er in einer Werknotiz einen Liebessündenfall der Mutter an, von dem im Roman nicht mehr die Rede ist (XIX, 347) – ebensowenig wie von den «seltsamen Blicken» (XIX, 355), welche die Mutter zu ihrem Befremden vom Sohn auffängt. Von zwei Seiten her ist die Möglichkeit einer sexuellen Verirrung der Mutter angespielt, aber nicht ausgeführt; in der Achse steht als steinerner Gast der tote Vater.

Mit wem spielt die sündige Mutter *Liselein Federspiel* ihre Federspiele? Mit dem in Wirklichkeit impotenten Zwerg, in dem sich die Satire auf den Sohn mit der auf den Vater verschränkt: Ein treuloser Vater, der Mutter und Sohn im Stich lässt, ein verächtlicher Vater, aber auch ein mächtiger Vater, ein stolzer Reiter mit rotem Samtrock und Goldweste, ein Vexierbild des extravagant gekleideten grünen Heinrich, der im Traum hoch zu Ross zur Mutter heimkehrt. Das alles wird mit Hilfe zahlreicher Gastwirtschaftsbesuche mühsam, langsam und brüchig zustande gebracht – die lächerlichste Mischung von Trivialromantik, Naturschilderungen und Darstellung ökonomischer Gegebenheiten mit Gedichteinlagen: «Im übrigen behaupteten sich die Preise der Lebensmittel noch immer wie oben bemerkt und schwankten endlich einem merkwürdigen Frühling entgegen» (VIII, 96). Auch ein anderer Familienroman ergeht sich in Natur, ökonomischen Problemfeldern und Romantikreminiszenzen; auch ein anderer Familienroman entsteht so qualvoll und stockend unter alkoholi-



schen Selbsttröstungen und Selbstanfeuerungen des Schreibers: Kellers «Grüner Heinrich».

Der Roman von der sündigen Mutter zwischen Sohn und Vater weist den Weg zur Zeugung des Sohn-Bruders mit der sündigen Stiefmutter. Während dieses Früchtchen ausgebrütet wird, darf der ahnungslose John im Glück in der Welt herumreisen, damit er dort zum zweitenmal die Autorschaft übe. Der Alte schickt ihn aus, weil John Erziehungsgrundsätze kennenlernen soll. Kabys schreibt seine Erfahrungen, die er in der Heimatstadt Seldwyla abgerundet hat, in einem Memorandum nieder. «Er verwahrte die Schrift zusammengerollt in einer runden Blechkapsel und trug sie selber an einem Lederriemchen beständig an der Hüfte» (VIII, 107). Kein Zweifel, eine Botanisiertrommel, um Grünes darin aufzuheben. Wer dächte nicht an einen anderen, mit Hilfe eines landesväterlichen Stipendiums auf Bildungsreise befindlichen, grüne Gewächse botanisierenden Autor, der auf den Blättern, die er beständig an seiner Hüfte trägt, von Bildung und Erziehung schreibt?

Immer wieder: welche Gemeinsamkeiten! Keller erzeugt im autobiographischen Roman sich selbst, das Erzeugnis seines Vaters; der grüne Heinrich verfährt ebenso, indem er sich eine Kindheit erfindet. Kabys und der Alte produzieren in Zusammenarbeit einen Roman und in Konkurrenz den Sohn. John stellt ihn her, der Alte nimmt ihn als Eigenleistung in Anspruch. John hat sich in Resignation und Lebensverzicht hinein autorisiert. Der Versuch, mit einem sehr aggressiven Nagel «das Glück recht an die Wand zu nageln», war ein Fehler. Weder das leibliche Produktionsinstrument noch das literarische, die Schreibfeder, war ihm dienlich. Er bleibt der Letzte seines Geschlechts, ein Junggeselle. Er macht nur noch harmlose «einfache Nägel» (VIII, 112): kein Verse-, sondern ein Nagelschmied. An seinem «niedrigen schwärzlichen Häuschen» aber lässt er «schöne Kürbissstauden und Winden» emporranken (VIII, 112). In allen Winden sind seine Hoffnungen zerstoßen, und an den Kürbissen hat er ein altes, auf den Propheten Jona 4, 5–11 zurückgehendes Sinnbild rascher Vergänglichkeit und kurzlebiger Überheblichkeit vor Augen, im Gegensatz zum langsam wachsenden Lorbeerbaum des Ruhms, der den wahren Poeten beschattet.

Es wird Zeit für Kellers Glücksbilder: des Redens, Erzählens, Schreibens. Der Dichter hat in seiner revolutionären Jugend an zwei Zürcher Freischarenzügen gegen das katholische Luzern teilgenommen, die im Vorfeld des Sonderbundkrieges stattfanden und beide scheiterten. Nach einem Bericht über den zweiten Freischarenzug 1845 war Keller mit einem



Gewehr ohne Zündstein, einer schiessunfähigen Männerwaffe also, ausgerüstet<sup>5</sup>. Es stammte aus dem Besitz des radikaldemokratischen Schneidermeisters Wuhrmann, der nach Kellers eigener Äusserung das Vorbild zum Schneidermeister Hediger im «Fähnlein der sieben Aufrechten» war. Dessen Sohn Karl, als beamteter Kanzlist ein Schreiber wie Keller, erringt die Geliebte, die ihm erst vom eigenen Vater und dem des Mädchens verweigert wird, in drei grossen Bewährungsschritten. Der erste besteht darin, dass er beim grossen vaterländischen Schützenfest die schöne Festrede zu halten vermag, an der die sieben Aufrechten – im kleinen Kreis so beredsam – scheitern. Der Kanzleischreiber wird geehrt als öffentlicher Redner, und das Stattfinden der Rede ist notwendig für das Gelingen des Festes. Die Einheit des Volkes, das sich in ihm darstellt, ist in der Prosa des Alltags zwar vorhanden, aber verhüllt. Sie bedarf der poetisch-imaginativen Evokation, damit ihre Erscheinung ins tägliche politische Leben auszustrahlen vermag. Die politische Frühlyrik Kellers ist nach Walter Muschgs schöner Charakterisierung geladen mit hochpersönlichen, aus Konflikten der eigenen Biographie stammenden Erregungen<sup>6</sup>, Karl Hedigers Rede dagegen hat ihre Kraft und Würde darin, dass sie völlig ‚selbstlos‘ ist. Der grüne Heinrich, John Kabys, Viggli Störteler, denen sich der Narr auf Manegg und andere Figuren Kellers zugesellen liessen, phantastieren von sich und für sich. Karl Hediger spricht mit dem Volk und für das Volk, das Volk spricht durch ihn. Er muss sich nicht vom Reden freisprechen, denn seine Rede ist frei – abgelöst von seiner privaten Existenz. Er ist kein Lebendichter, vielmehr ‚persona‘ des Volks. Vor allem aber weisen die beiden weiteren Bewährungsschritte den Redner zugleich als Täter aus. Sein Reden ist nicht Lebensersatz. Es führt zum Leben hin. Karl Hediger besiegt als Turner einen bärenstarken Sennen, einen kindischen Junggesellen, und er wird – mit der Flinte des alten Hediger alias Wuhrmann, die Keller nicht zu Diensten war – Schützenkönig<sup>7</sup>. Am Anfang dieser Spur steht seine Mutter, die ihn hinter dem Rücken des Vaters die Pflege dieser Waffe lehrt, am Ende die Geliebte Hermine, die ihn mit glühenden Blicken zu seinen Meisterschüssen anfeuert.

Neben dem Redner Karl Hediger findet sich der Erzähler Spiegel, das Kätzchen. Ihm gelingt es, mit Hilfe einer Geschichte aus der Todesfalle, in die ihn ein böser Zauberer hineingelockt hat, zu entkommen in ein freies herrliches Katerdasein. Noch mehr: Er erreicht mit seiner Lügengeschichte, was kein Dichter vermag – den Sieg der poetischen Gerechtigkeit im Leben. Das gelingt, weil Spiegels Erzählen nicht Selbstbespiegelung eines über sich gebeugten Ich ist wie das Erzählen des grünen Heinrich,



vielmehr streng publikums- und zweckbezogene Rhetorik. Weil Spiegel frei ist von der Notwendigkeit der Selbstvergewisserung und Selbstrechtfertigung, frei vom Bedürfnis, sich ein nicht gelebtes Leben zu erdichten, kann er sich mittels seiner Erzählung aus der Todesnot freisprechen. Dieser Liebeskater bedarf keiner Autorität, die sich der Autorschaft verdankt. Was das Tier kann, kann der zum Glück bestimmte Mensch lernen. Auch Reinhart und Lucie im Novellenzyklus des «Sinngedichts» erzählen von anderen, aber so, dass sie sich immerzu versprechen und indirekt doch von sich reden. Sie müssen es, weil sie so tief in sich eingeschlossen sind. Doch Schritt für Schritt sprechen sie sich einander zu, bis die Bewegung der Lippen im Erzählen zum Ziel kommt als Bewegung der Lippen im Kuss. Er ist das Ende des Erzählens.

«Keine Romane mehr!» ruft in «Kleider machen Leute» Nettchen ihrem Wenzel Strapinski zu (VIII, 62), der mit seiner Hochstapelei einen «artigen Roman» (VIII, 34) im Publikumsgeschmack der Goldacher Goldbürger gelebt hatte und sich nun in trivialromantischen Liebes- und Sühnetodvorstellungen zu verlieren droht. Der falsche Graf wird zum richtigen Bürger, der Phantasiespekulant zum erfolgreichen Geschäftsspekulanten. Noch deutlicher spricht schliesslich die Geschichte des Schulmeisters Wilhelm in den «Missbrauchten Liebesbriefen», weil sein Aufstieg geradezu lehrhaft dem Abstieg Viggis Störtelers konfrontiert wird. Wo der Ehe- und Geschäftsmann Viggis Störteler zum Literaten sinkt, steigt Wilhelm vom kindisch-phantastischen Liebesbriefdichter von Gnaden Gritlis zum Gutsherrn und Ehemann auf. Er muss dazu die Phantasiespiele sein lassen und sich als Landwirt, Lebensreformer und nüchtern-treuer Mann bewähren. Auf eine Liebesprobe durch Gritlis verführerische Freundin gestellt, verschanzt er sich vor ihrer *Ars amandi* hinter der Darlegung der vier Grundrechenarten – keine Gefahr mehr, mit ihm einen Poeten im impotenten Poetenfieber einzuhandeln, von dem Keller im Blick auf sich selbst am 22. September 1850 an Ferdinand Freiligrath schreibt. Nicht einmal Hadlaub, der einzig namhafte, wenn auch nicht gerade grosse Poet unter den Figuren aus Kellers dichterischer Welt, modifiziert das Grundschemata, dass man in Kellers Dichtung entweder Poet und Versager oder Mann und Bürger sein kann. Des jungen Hadlaubs Poesien sind Liebes- und Lebensphantasien, in denen er sich Wunscherfüllungen zuimaginiert, welche die Wirklichkeit ihm verweigert<sup>8</sup>. Er dichtet die Worte, die er der Geliebten zu sagen versäumt. Umgekehrt verfährt er, als er erwachsen geworden ist, oder besser: dass er umgekehrt zu verfahren vermag, zeigt: er ist erwach-



sen geworden. Als ihn die Geliebte zur Rechenschaft für seine dichterischen Phantasien zieht, wacht er aus seinen poetischen Pubertätsträumen auf und zitiert ihr statt eigener Verse das Gedicht eines Klassikers, des Kürenbergers, der Hadlaubs erlebtes Gefühl tiefer auszudrücken vermag als dieser selbst. Der Poet tritt ab; ein Mann betritt die Bühne. Der Ring der Minnedichtung kann zum Ehering werden. Carl Jakob Burckhardt hat bei Keller «unendlich viel erträumte Poesie» festgestellt. «... diese Welt zwischen Oberrhein und Limmat, die er schildert, ist in ein Zwielflicht gestellt, eine bis zur Verzweiflung reichende Wehmut wird gestillt durch herrliche Träume einer unendlich beseelten Pubertätszeit.»<sup>9</sup> Soviel tiefer beseelt diese Träume als die Hadlaubs, soviel tiefer verfangen der Träumer.

Emil Staiger hat in der befremdlichen Bildfolge des Gedichtzyklus «Lebendig begraben» Kellers finsterstes, verhohlenstes Bild seiner Existenz als Poet erkannt<sup>10</sup>. In glühender Imagination entfalten sich Bilder des freien Lebens, während der lebendig Begrabene in Mutter Erde liegt.

«Von Erdenduldern ein verlornen Posten,  
will ich hier streiten an der Hölle Tor!  
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten:  
Halt mir den Becher, göttlicher Humor!»  
(XIV, 160)

Der grosse Lebendichter Keller unterscheidet sich von den kümmerlichen Lebensdichtern wie Viggli Störteler, John Kabys oder Buz Falätscher, dem «Narrn auf Manegg», dadurch, dass er Lebendichten nicht einfach betreibt, sondern humoristisch bedenkt und bedichtet. Er spielt dichterisch mit seiner Lebensproblematik; er transformiert den psychischen Mechanismus zur poetischen Spielregel – eine Lebensleistung, die sein Leben nicht leichter macht, aber gross. Sein Werk übersteigt die Alternative, die im Werk immer wieder durchgespielt wird, denn es ist – als geheime Rede vom eigenen Leben – öffentliche Rede, in der wir als Leser uns wiederfinden dürfen und müssen. Kellers Lebendichten ist nicht die Illumination einer ärmlichen Existenz, nicht eine Schrumpfung von Lebenswirklichkeit zu Phantasiebildern, sondern das Aufquellen der Lebensfülle als Leistung einer ebenso unersättlichen wie unerbittlichen Imagination.

Es bleibt die Frage nach der historischen Signifikanz von Kellers individuellem poetischen Verfahren, die Thematisierung der Autorschaft zu ‚verspielen‘, den Poeten in seiner Poesie zu verstecken. Sie ist um so dringender, als Keller sein eigenes Dasein wiederholt bei privaten Äusserun-



gen in der Gestalt des Goetheschen Tasso gespiegelt hat, der klassischen poetischen Darstellung eines poetischen Genies in seiner Lebenstragik. Die Antwort kann hier nur noch in Form einer These gegeben werden. Die grossen Realisten des 19. Jahrhunderts sind Autoren, die das Thema des Poeten in der Poesie vermeiden. Klassik und Romantik liefern poetische Weltentwürfe, die in Anspruch nehmen, das Wesen der Erscheinungen, die innere Wahrheit im äusserlich Wirklichen auszusagen. Weil der Poet das vermag, ist er Prometheus, Prophet, repräsentativer Mensch. Als solcher ist er ein hervorragender Gegenstand der Poesie selbst. Er leidet, aber sein Leiden ist gerechtfertigt, weil es die Vorbedingung für seine Leistung ist. Er muss sich von der Praxis des Lebens entfernen, indem er es anschauend durchdringt. Wo bei Keller angesichts von Lebendichtern moralische Urteile gefällt werden, durchläuft in Klassik und Romantik der Künstler eine Passion, durch die er zum Lichtbringer der Gesellschaft wird, der die Urbilder des Lebens aufleuchten lässt.

Zugrunde liegt dieser Hochschätzung des Poeten eine Auffassung der Welt, die im Geist die Natur zu sich kommen sieht, weil sie aus dem Geist kommt. Kellers Sicht der Welt festigt sich im Umkreis des anthropologischen Materialisten Ludwig Feuerbach, und ein Feuerbachwort kann geradezu als Basiserklärung zum Realismus des 19. Jahrhunderts im deutschen Kulturraum gelesen werden: «Das Wirkliche ist im Denken nicht in ganzen Zahlen, sondern nur in Brüchen darstellbar.»<sup>11</sup> Dieser Satz ist mit dem Rücken zu Hegel und der Philosophie des deutschen Idealismus, zu Klassik und Romantik gesprochen. Eine Wirklichkeit, die nicht mehr aus dem Geist ist, ist stumm. An ihr bricht sich das Denken, Meinen und Deuten vielfältig. Der Poet ist in ihr nicht mehr Prometheus, Prophet, repräsentativer Mensch. Er umkreist vielmehr das Vorhandene wie die Motte das Licht. Die Welt wird mit der Entstehung der modernen hochdifferenzierten, verflochtenen und vermittelten Industriegesellschaft zunehmend undurchsichtig und undurchdringlich. Der Mensch erfährt sich als Objekt anonymer Prozesse. Je produktiver er als Spezialist ist, um so ohnmächtiger steht er vor dem ganzen. Eine Welt, die weder Schöpfung Gottes noch des Menschen ist, duldet auch keinen poetischen Schöpfer. Am Anfang ist nicht das Wort; am Anfang sind die Dinge, wie sie nun einmal liegen, und die Verhältnisse, die nicht so sind. Der Dichter in seinem Leiden verschwindet hinter dem Bild der Welt in ihrer Gegebenheit, das er doch leidend entworfen hat. Die poetische Hervorbringung enthält ein Moment von schlechtem Gewissen. Das Poetische des poetischen Realismus ist eine Rückzugsposition.



E. T. A. Hoffmanns «Serapionsbrüder» schaffen sich eine Zuflucht für die Überwinterung der Kunst in der Philisterwelt. Bei ihm kapselt sich der klassisch-romantische Anspruch ein. Eduard Mörikes Mozart vereinigt sich mit der Gesellschaft in einem Glücksmoment als der zum Sterben Bestimmte, schon Abgeschiedene. Seine Kunst ist die geistig-sinnliche Essenz, das Aroma, das der durchschnittenen Frucht entströmt. Stifters «Haaidorf» nimmt in der Zweitfassung den Dichter aus der grossen Welt in die Idylle zurück. In Storms «Aquis submersus» versinken zuletzt noch die Werke des Künstlers Johannes im trüben Wasserloch der Zeit. In Grillparzers «Armem Spielmann» entzieht sich die Gestalt des Künstlers ins Psychopathische. In Raabes «Hastenbeck» liegen Gessners Idyllen auf dem blutigen Schlachtfeld des Siebenjährigen Krieges, der sogar die Porzellanmaler bedroht. Keller lässt den Dichter im Irrspiegel erscheinen und verschwinden. Bei Fontane ist er abgetreten: Wege des Realismus. An ihm vorbei läuft die Linie einer Thematisierung der Poesie in der Poesie, der Kunst in der Kunst, weiter zur Moderne. Conrad Ferdinand Meyer, Kellers Landsmann und Gegenspieler, spricht vom Dichter, er lässt den Dichter in seiner elegischen Pracht sprechen. Dante in der «Hochzeit des Mönchs» ist der Herr künstlicher Paradiese glühenden Lebens, die in ihrer Intensität und Farbenpracht über die graue Wirklichkeit triumphieren. Er zeigt nicht die Urbilder, er zeigt die Gegenbilder des Lebens; er zeigt sie in einem psychologisierenden Stil, der – im Unterschied zu Kellers verhaltenem, an hintergründigen Schwingungen so reichen Sprechton – monumental aufzutrumpfen versteht. Nirgends ist das volle Leben als in der eisigen Totenwelt der Kunst. Das Defizit der Kunst, nicht unmittelbar Leben, vielmehr dessen tödliche Kristallisierung zu sein, wird zu ihrem Vorzug erklärt. Zwischen Keller und Meyer, zwischen Zürich und Kilchberg verläuft die Wasserscheide von Realismus und Symbolismus.

#### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Zitate in Klammern beziehen sich auf Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. Jonas Fränkel und Carl Helbling. 22 Bde. Erlenbach-Zürich und München 1926–1948. Römische Zahlen bezeichnen den Band, arabische Zahlen die Seite. Meine Thesen sind ausführlich begründet in der Monographie: Gottfried Keller. Das gedichtete Leben. Frankfurt 1981. Dort finden sich auch die Bezüge auf die wissenschaftliche Literatur und die Auseinandersetzung mit ihr.

<sup>2</sup> Walter Benjamin: Gottfried Keller. In: W. B.: Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2. Frankfurt 1966. S. 390.

<sup>3</sup> Zitiert nach Emil Ermatinger: Gottfried Kellers Leben. 3. Auflage. Stuttgart und Berlin 1918. S. 651.

<sup>4</sup> Adolf Muschg: Gottfried Keller. Suhrkamp-Taschenbuch. Frankfurt 1980.



- <sup>5</sup> Siehe Emil Ermatinger: Gottfried Kellers Leben. S. 155.
- <sup>6</sup> Walter Muschg: Umriss eines Gottfried Keller-Porträts. In: Walter Muschg: Gestalten und Figuren. Bern und München 1968. S. 148–208; dort S. 161, 180.
- <sup>7</sup> Siehe Gottfried Kellers Werke in 10 Teilen. Hg. Max Zollinger. Bd. 7/8, Teil 7, S. 26.
- <sup>8</sup> Hadlaub tut genau das, was Keller laut Ausweis seines Tagebuches vom 20. September 1847 selbst tut: «Heute im Wald wünschte ich ein gewandter Jäger zu sein, ich schoss ein junges, zartes Reh in Gedanken und überschickte es Ihr, wozu ich mir ein Sonett ausdachte: Ich möchte Sie nähren und kleiden mit allem, was die Erde trägt, und ihr Leben ganz allein tragen. Sie solle aber von der wilden, blutigen Gabe nicht auf ein rauhes, hartes Herz schließen. ‚Im Liebesunmut schoss ich, fern von Ihr, das junge Reh.‘ – Da Sie, wie ich höre, auch dichtet, so dachte ich mir ein Antwortsonett aus. Wenn ich auch nicht gerade wünsche, dass Sie sehr schöne Verse mache, so fiel das Sonett doch sehr gut aus, von der Gegenliebe eingegeben. Hierauf kehrte ich zurück und traf Sie auf dem Wege an, die Begegnung, Ihre und meine Kleidung, die erste Verlegenheit, alles wurde aufs ausführlichste ausgeheckt und eine artige Novellette gemacht. Wenn ich übrigens diese kindischen Phantasien nicht zum Dichten gut brauchen könnte, so wäre ich allerdings ein eitler Esel. Ist es aber mir armem Teufel nicht zu gönnen, wenn ich von der Ware, welche ich offiziell verfertige und verkaufe, im geheimen selbst ein bisschen nasche und konsumiere?» (XXI, 79f.)
- <sup>9</sup> Hugo von Hofmannsthal/Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Frankfurt 1966. S. 160. Brief vom 30. August 1924.
- <sup>10</sup> Emil Staiger: Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller. 2. Auflage. Zürich 1953. S. 199ff.
- <sup>11</sup> Ludwig Feuerbach: Kleine Schriften. Hg. K. Löwith. Frankfurt 1966. S. 209.

## Gottfried-Keller-Bibliographie

Die nachfolgende Bibliographie enthält grundsätzlich Angaben zu Ausgaben der Werke Kellers und von Sekundärliteratur zum Werk Gottfried Kellers, die zur Hauptsache im Jahr 1982 publiziert wurden.

Für die Übersicht über lieferbare Gesamtausgaben und für Publikationen aus den Jahren 1980 und 1981 sei auf die Jahresberichte Nr. 49 und 50 (1981 und 1982) verwiesen.

Die Angaben wurden wiederum in verdankenswerter Weise von Rätus Luck, Bern, und Ludwig Kohler, Zürich, zusammengestellt.

Die gesellschaftseigenen Jahresberichte sind am Schluss eines jeden Jahresberichtes verzeichnet. Sie werden darum in der vorliegenden Bibliographie nicht angeführt.

### *I. Einzelausgaben*

1. Keller, Gottfried. – *Der grüne Heinrich* | Gottfried Keller. – [Sonderausg.]. – Köln : Lin-gen, [1982]. – (Bibliothek der Klassiker).
2. Keller, Gottfried. – *Der grüne Heinrich* : Roman | Gottfried Keller ; [mit einem Nachw. von Peter Goldammer]. – [3. Aufl.]. – Berlin [etc.] : Aufbau-Verlag, 1982. – (Bibliothek der Weltliteratur).



3. Keller, Gottfried. – *Kleider machen Leute* / Gottfried Keller ; mit einem Nachw. hrsg. von Gerhard Kaiser. – Paderborn ; Zürich [etc.] : F. Schöningh, cop. 1982. – (Schöninghs deutsche Textausgaben ; 29222).
4. Keller, Gottfried. – *Die Leute von Seldwyla* : Erzählungen / Gottfried Keller ; Nachw. von Emil Staiger. – Zürich : Manesse-Verlag, cop. 1982. – (Manesse Bibliothek der Weltliteratur).
5. Keller, Gottfried. – *Die missbrauchten Liebesbriefe* : Novelle / Gottfried Keller ; mit einem Nachw. von Karl Pörnbacher. – [Neuauf.] – Stuttgart : P. Reclam, 1981. – (Universal-Bibliothek ; 6176).
6. Keller, Gottfried. – *Sieben Legenden* / Gottfried Keller ; [mit Ill. von Erika Müller-Pöhl]. – [2. Aufl.]. – Rudolstadt : Greifenverlag, 1981. – ill.
7. Keller, Gottfried. – *Das Sinngedicht* : Novellen / Gottfried Keller ; mit Ill. hrsg. und mit einem Nachw. versehen von Gerhard Kaiser. – Frankfurt a. M. : Insel-Verlag, 1982. – (Insel-Taschenbuch ; 632).
8. Keller, Gottfried. – *Ursula* : Novelle / Gottfried Keller ; mit einem Nachw. von Josef Kunz. – [Neuauf.] – Stuttgart : P. Reclam jun., 1982. – (Universal-Bibliothek ; 6185).

## II. Sekundärliteratur

1. Arnold, Peter: «Romeo und Julia in Willisau» als Spektakel. BZ, 24. 3. 1982.
2. Brander, Christoph: «Romeo und Julia» im Luzerner Hinterland. Vor einem kulturellen Grossereignis in Willisau. Vaterland, 4. 3. 1982.
3. Christenson, Sandra: Studien zur poetisierten Armut in den Werken von Adalbert Stifter und Gottfried Keller / von Sandra Christenson. – 1979. (Diss. Fachbereich Neuere deutsche Literatur, Marburg).
4. Davidis, Michael: Der Verlag von Wilhelm Hertz : Beiträge zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte der Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller / Michael Davidis. – Frankfurt a. M. : Buchhändler-Vereinigung, cop. 1982. – Spalten 1253–1590. (Sonderdr. aus: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. 22, Lfg. 6–7.)
5. Gestörte Grabesruhe? Gottfried-Keller-Zentrum. Beobachter, Nr. 2, 1982, S. 26–28.
6. Gottfried Keller (1819–1890). El hombre en la historia. Diario Latino, San Salvador, 14. 10. 1982.
7. Gsteiger, Manfred: Auszug und Heimkehr. Ein helvetisches Literaturthema bei Keller und Ramuz. In: Arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft, 17, 1982. S. 295–299.
8. Haida, Peter: Stundenblätter Keller *Romeo und Julia auf dem Dorfe* / Peter Haida. – Stuttgart : E. Klett, 1982. – (Stundenblätter für das Fach Deutsch.)
9. Kaiser, Gerhard: Gottfried Keller – schwerfüssige Wanderschaft. Schw. Monatshefte, Nr. 11, 1982, S. 1041–1050.
10. Kaiser, Gerhard: Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters. Zürichsee-Zeitung, 19. 11. 1982, S. 10–11.
11. Kraft, Martin: Ein Dichter zwischen Leben und Schreiben. Herbstbott der Gottfried Keller-Gesellschaft im Zürcher Rathaus. Zürichsee-Zeitung, 1. 11. 1982, S. 6.
12. Kuhn, Christoph: Vor und in den Kulissen eines Landstädtchens. Keller und die Freischaren: «Romeo und Julia in Willisau». TA, 16. 3. 1982, S. 23.
13. Leister, Richard: The essential quality of spatial depictions in Gottfried Keller's prose fiction. In: Germanic review 57. 1982. S. 107–114.



14. Lemm, Uwe: Die literarische Verarbeitung der Träume Gottfried Kellers in seinem Werk / Uwe Lemm. – Bern [etc.] : P. Lang, cop. 1982. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur ; Bd. 533). Diss. phil. Berlin, 1981. – Mit Zusammenfassung.
15. Menninghaus, Winfried: Artistische Schrift : Studien zur Kompositionskunst Gottfried Kellers / Winfried Menninghaus. – Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1982.
16. Nakano, Yoshiyuki: (G. Kellers Dichtung und die Schweiz. [Jap. Mit dt. Zusammenfassung.]) In: Doitsu Bungaku. H. 69. 1982. S. 22–31.
17. Neumann, Bernd: Gottfried Keller : eine Einführung in sein Werk / Bernd Neumann. – Königstein/Ts. : Athenäum Verlag, 1982. – (Athenäum Taschenbücher ; 2170. Literaturwissenschaft).
18. Pestalozzi, Karl: Gottfried Kellers Ballade ‚Jung gewohnt, alt getan‘ – Versuch einer Rettung. In: Sprache im technischen Zeitalter. 1982. S. 298–303.
19. Schulz, Genia: Interpretation als Lektüre. Eine Anregung Kellers Novelle ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘ mit den Schülern der Sekundarstufe I zu lesen. Der Deutschunterricht, Nr. 6, 1982, S. 26–43.
20. Schuster, Ingrid: Die Schlangenfrau: Variationen eines chinesischen Motivs bei Herman Grimm und Gottfried Keller. In: Seminar ‚A journal of Germanic Studies‘ 18. 1982. S. 44–62.
21. Staiger, Emil: Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters : Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller / Emil Staiger. – [Neuaufg.]. – Zürich [etc.] : Artemis-Verlag, [1982].
22. Stierli, Heinz: Romeo und Julia in Willisau. Ein aussergewöhnliches Theaterereignis. Vaterland, 15. 3. 1982.
23. Unruhige Landsleute. Schweizer Erzähler zwischen Keller und Frisch. Ein Lesebuch, hrsg. von Beatrice von Matt. – (Zürich, München:) Artemis (Vlg. 1980).

## Einundfünfzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

*1. Januar bis 31. Dezember 1982*

1. *Vorstand:* Als Nachfolger von Frau *Dr. Verena Bodmer-Gessner* berief das Herbstbott 1982 *Professor Dr. Hans Wysling* in den Vorstand. Professor Wysling ist vom Vorstand zum Vizepräsidenten der Gesellschaft gewählt worden.

2. *Bericht des Quästors:*

Die Rechnung für das Jahr 1982 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1981 .....	Fr. 7605.96
Zuzüglich Einnahmen 1982 .....	Fr. 8230.59
Abzüglich Ausgaben 1982 .....	Fr. 9091.05
Ausgabenüberschuss .....	Fr. 860.46
Vermögen am 31. Dezember 1982 .....	Fr. 6745.50



Der Mitgliederbestand Ende 1982 betrug 254, gegenüber 257 im Vorjahr (6 Austritte, 4 Todesfälle und 7 Neueintritte). Die Mitgliederbeiträge ergaben Fr. 6842.90; sie sind damit um Fr. 141.75 höher als im Vorjahr.

Wie in früheren Jahren sind von der Stadt und dem Kanton Zürich Subventionen von je Fr. 400.—, somit total Fr. 800.—, eingegangen. Die freiwilligen Beiträge haben sich von Fr. 144.50 im Vorjahr auf Fr. 293.54 erhöht. Die Zinseinnahmen erhöhten sich von Fr. 292.05 auf Fr. 294.15.

Auf Antrag des Quästors beschloss die Generalversammlung 1982, die seit vielen Jahren unveränderten Jahresbeiträge ab 1983/84 neu festzusetzen auf 25 Franken für Einzelmitglieder (bisher 20 Fr.) und 85 Franken für Kollektivmitglieder (bisher 70 Fr.).

3. *Historisch-kritische Ausgabe von C. F. Meyers Werken in 15 Bänden:*

*Gedichtbände:* Die Konstituierung des edierten Texts von Band 6 mit den drei Sammlungen von 1860, 1864 und 1870 wurde abgeschlossen und der Sach- und Quellenkommentar dem Abschluss nahegebracht. Gefördert wurde ferner die Ausgabe der Abteilung Übersetzungen in Band 7 der Gedichte.

Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung gewährte, mit Laufzeit ab 1. September 1982, den Kredit zur Schaffung einer Diplomassistentenstelle während drei Jahren zur Mitarbeit an den Gedichtbänden. Der gegenwärtige Stelleninhaber wird leider auf Ende Juni 1983 diese Stelle verlassen, und die Stelle muss unbesetzt bleiben, bis ein geeigneter Mitarbeiter gefunden ist. – Die Arbeiten des Herausgebers, Professor Hans Zeller, sind in der Berichterzeit durch Sehbeschwerden behindert, die seit Herbst 1982 verstärkt auftreten und ihm auch die akademischen Lehrverpflichtungen nicht in vollem Umfang wahrzunehmen erlauben.

Das Manuskript des *Prosa-Bandes 15* lag im Oktober 1982 abgeschlossen vor, wobei Orthographie und Interpunktion der Texte C. F. Meyers, nach Vorgang der Prosa-Bände 10–14, normalisiert und modernisiert worden waren. In Übereinstimmung mit Professor Hans Zeller (verantwortlich für die Edition als ganze) hat sich Dr. Rätus Luck, der Bearbeiter von Band 15, entschlossen, diese Eingriffe zurückzunehmen und, wie andere historisch-kritische Ausgaben, dem Band die Texte des Dichters in ihrer ursprünglichen Gestalt zugrunde zu legen. Damit wurden eine Reihe von Arbeitsgängen nötig (den edierten Text betreffend und den Apparat), welche die Ablieferung des Manuskripts an den Verlag Benteli bedauerlicherweise neuerdings hinausgezögert haben; sie wird im Juni 1983 beginnen.

4. *Gottfried Keller-Zentrum in Glattfelden:* Das zeitraubende Bewilligungsverfahren für Zivilschutzbauten bewirkte eine Verschiebung des für Frühjahr 1983 vorgesehenen Baubeginns um einige Monate. – Im Vorfeld der Kantonsratswahlen erwuchs der geplanten kleinen Gaststätte mit Alkoholausschank Widerstand. Dem Gemeinderat ging eine Petition mit über 200 Unterschriften zu, welche ihn veranlasste, vorläufig lediglich ein alkoholfreies Café zu bewilligen. Der Stiftungsrat sah sich daraufhin genötigt, den Architekten mit der Erstellung neuer Pläne zu beauftragen. – Die Finanzierungsaktion verlief weiterhin erfreulich; im Mai 1983 fehlte der Stiftung aber noch rund eine halbe Million Franken.

5. Das *Herbstbott vom 31. Oktober 1982* war von der stattlichen Zahl von 151 Mitgliedern und Gästen besucht. Einen besonderen Willkomm konnte der Präsident dem Regierungspräsidenten des Kantons Zürich, Erziehungsdirektor *Dr. Alfred Gilgen*, entbieten. Für die Teilnehmer des Herbstbotts war es ein grosses Erlebnis, den Verfasser des im Insel-Verlag vor kurzem erschienenen, über 700 Seiten starken Riesenwerks «Gottfried Keller, das gedichtete Leben», kennenzulernen: Professor *Gerhard Kaiser*, Freiburg im Breisgau. Der Vorgänger des heutigen Präsidenten der Gesellschaft, Professor *Max Webrli*, hat seine Würdigung dieses bedeutenden Buchs so zusammengefasst: «Es stellt eine umfassende und detail-



lierte Interpretation des Werkes dar, die an Gründlichkeit und Tiefgang nicht so leicht zu übertreffen sein wird, ... es ist ein *Geschenk*, das in Zustimmung, Nachdenklichkeit oder Widerspruch unseren Dank verdient.»

In seinem Vortrag über «Kellers Poesie als Versteck des Poeten» führte der Referent in zwingenden Formulierungen durch die Lebenstragik des Dichters, dem das Leiden an der eigenen Existenz zur Voraussetzung des Dichters wird.

Das ungemein gehaltvolle Referat war umrahmt von zwei Sätzen auf Mozarts Flöten-Quartett KV Anh. 171 (285b), dargeboten von Ugo Storni (Flöte), Kurt Lamprecht (Violine), Rolf Studer (Viola) und Samuel Langmeier (Violoncello).

*Theodor Gut*



## Zusammensetzung des Vorstandes

Präsident	Alt-Nationalrat Dr. Theodor Gut Seestrasse 86 <i>8712 Stäfa</i>	
Vizepräsident	Prof. Dr. Hans Wysling Alte Bergstrasse 165 <i>8707 Uetikon am See</i>	
Quästor	Direktor Dr. Hans J. Halbheer Schweiz. Kreditanstalt Hauptsitz Postfach <i>8021 Zürich</i>	
Sekretär	Prof. Dr. Egon Wilhelm Postfach 474 <i>8610 Uster 1</i>	
	Direktor Hans Baer Stuketenstrasse <i>8332 Rumlikon</i>	Dr. Werner Troxler Ringstrasse 36 <i>8126 Zumikon</i>
	Dr. Rätus Luck Lilienweg 16 <i>3007 Bern</i>	Prof. Dr. Max Wehrli Ebelstrasse 27 <i>8032 Zürich</i>
	Alt-Regierungsrat Albert Mossdorf Schaffhauserstrasse 30 <i>8180 Büllach</i>	Alt-Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer Gloriastrasse 44 <i>8044 Zürich</i>
	Gemeindepräsident Roger F. Schmutz Landhaus <i>8432 Zweidlen</i>	

## Korrespondenzadresse

Sekretär: Prof. Dr. Egon Wilhelm  
Postfach 474  
*8610 Uster 1*  
Tel. 01 941 37 25



## Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»  
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»  
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzähler»  
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»  
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»  
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»  
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»  
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»  
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»  
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»  
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»  
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»  
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»  
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»  
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»  
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»  
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»  
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»  
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»  
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»  
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»  
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»  
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»  
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»  
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»  
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»  
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»  
1960: Prof. Dr. Lothar Kempster, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»  
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»  
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»  
1963: Prof. Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»  
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»  
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»  
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»  
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»  
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»  
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»  
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»  
1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «Ein Tag kann eine Perle sein<sup>4</sup> – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»



- 1972: Prof. Dr. Peter Marxer, «Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater»  
1973: Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren ...‘ Gottfried Keller als Literaturkritiker»  
1974: Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «Der grüne Heinrich‘, von Peter Handke aus gelesen»  
1975: Prof. Dr. Louis Wiesmann, «Gotthelfs und Kellers Vrenchen»  
1976: Prof. Dr. Martin Stern, «Ante lucem – Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers  
‘Sinngedicht‘»  
1977: a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, «Gottfried Keller – Zürcher Bürger in bewegter Zeit»  
1978: Prof. Dr. Adolf Muschg, «Professor Gottfried Keller?»  
1979: Prof. Dr. Peter von Matt, «Die Geisterseher‘. – Gottfried Kellers Auseinandersetzung  
mit der phantastischen Literatur»  
1980: Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, «Die Aktualität Gottfried Kellers»  
1981: Prof. Dr. Werner Weber, «Fontanes Urteile über Gottfried Keller»  
1982: Prof. Dr. Gerhard Kaiser, «Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters»